

KNAUR 



# ALICIA KEYS

mit Michelle Burford

## MORE MYSELF

---

## MEHR ICH SELBST

Aus dem amerikanischen Englisch von  
Sylvia Bieker und  
Henriette Zeltner Shane

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel  
»More Myself: A Journey« bei Flatiron Books, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe  
Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.  
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas  
und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.  
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns  
für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von  
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:  
[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



© 2020 by Alicia Keys  
© 2020 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Antje Steinhäuser  
Covergestaltung: Keith Hayes (Originalausgabe),  
Isabella Materne (Anpassung deutsche Ausgabe)  
Coverabbildung: Kerry Hallihan  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-21488-6

*Dieses Buch soll meiner bisherigen Reise  
und allen Menschen gewidmet sein,  
die mich auf ihr begleitet haben ...  
in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.  
Ihr alle habt mir geholfen, mehr ich selbst zu sein,  
und dafür bin ich zutiefst dankbar.*



# Inhalt

## Ein Wort vorab

9

## Erster Teil

### TRÄUMEN

17

Demaskiert	19
Anfänge	23
Solo unterwegs	50
Columbia	65
Übergänge	86
Weltbühne	104
Die Seiten meines Lebens	123
Pilgerreise	145

## Zweiter Teil

### ERSCHAFFEN

161

Meinungsumschwung	163
Sunflower	177
Empire	189
Korsika	200
On Fire	212

## Dritter Teil

### ERWACHEN

229

Neue Vision	231
Überwältigendes Ja	252

Die offenbarte Seele	273
Scheideweg	288
Heimat	306
Volle Leistung	322

### Ein Wort zum Schluss

341

### Dank

347



# Ein Wort vorab

Der Tanz des Lebens  
findet genau in dem Moment statt,  
wenn aus der, die du einmal warst,  
die wird, die du jetzt bist.

*Barbara De Angelis*

Ich bin sieben Jahre alt. Meine Mom und ich sitzen hinten in einem gelben Taxi und fahren an einem eisig kalten Dezembertag Richtung Eleventh Avenue in Manhattan. Eigentlich nehmen wir fast nie ein Taxi. Für eine alleinerziehende Teilzeitschauspielerin wie meine Mutter ist das ein Luxus. Aber an diesem Nachmittag holt sie mich damit ab. Vielleicht weil gerade ein Vorsprechen in der Nähe meiner Schule zu Ende war, der Public School 116 an der East 33rd Street, oder vielleicht auch weil es so eisig ist, dass wir unseren Atem sehen können. Das Taxi kriecht im Schneckentempo Crosstown, bevor es endlich nach Norden auf einen Teil der Eleventh Avenue einbiegt, der mit Peepshows, Massagesalons und zerfallenden Mietshäusern übersät ist. Etwas sticht mir ins Auge.

»Mommy?«, frage ich und zeige mit dem Finger nach draußen. Ich habe mich auf den Sitz gekniet und presse mein Gesicht mit dem zu den üblichen Box Braids geflochtenem, krausem Haar an die Scheibe. »Warum sind sie so angezogen, wo es doch so kalt ist?«

Mom greift nach meiner Hand und zieht mich zu sich, während sie selbst aus dem Fenster blickt. An der Ecke stehen drei Frauen, die sich alle die Hände reiben, um ein bisschen Wärme zu erzeugen. Sie tragen grellbunte Strickkleider, deren Säume meilenweit über den Knien enden. Eine trägt

Netzstrümpfe, die ihre nackte Haut sehen lassen. Die schwarzen Stiefel einer anderen reichen bis zu den Oberschenkeln. Keine von ihnen hat einen Mantel. Während auf dem Gehweg Passanten in dicken Anoraks an ihnen vorbeieilen, als würden sie sie gar nicht bemerken, was aber wahrscheinlich nicht stimmt, gehen die Blicke der drei Frauen ständig zur anderen Seite des breiten Boulevards. Es wirkt, als würden sie auf jemand warten.

»Mommy«, frage ich noch mal, »warum stehen sie denn da draußen?«

Meine Mutter wirft ihr langes, kastanienbraunes Haar auf eine Seite, holt tief Luft und sieht mich an. »Wenn Leute schwere Zeiten durchmachen, Ali«, erklärt sie zögernd, »dann müssen sie oft Dinge tun, die sie eigentlich gar nicht wollen. Diese Frauen da versuchen einfach nur zu überleben.«

Ich starre meine Mutter eine ganze Weile an und bemühe mich, mit meinem Kleinmädchenverstand zu begreifen, was Mommy da gerade gesagt hat. Sie erklärt mir nicht, was Prostituierte sind oder wie genau sie Geld verdienen. Dafür bin ich zu jung. Sie erzählt auch nicht, dass diese Frauen von Zuhältern kontrolliert werden. Von zwielichtigen Gestalten, die sie dazu zwingen, auf den Strich zu gehen, um dafür Drogen oder Geld von ihnen zu kriegen. Das hätte ich alles noch nicht verstanden. Was sie mir aber irgendwie vermittelt, ist eine Wahrheit, die ich immer noch mit mir herumtrage: Die Frauen, die ich da in der Kälte gesehen habe, stehen nicht freiwillig an dieser Ecke, sondern sie sind Opfer ihrer Lebensumstände. Ohne ein weiteres Wort rutsche ich an dem rissigen Lederpolster des Taxis herunter und gebe mir selbst ein stummes Versprechen. Ich werde nie in so eine Situation kommen. Halb nackt. Verletzlich. Machtlos. Bloßgestellt.

---

Ich bin elf. Ich weiß schon, dass ich eines Tages Sängerin sein werde. Tief in mir weiß ich das schon, seit ich vier bin. Vorläufig besorgt meine Agentin mir alle möglichen kleinen Jobs. Einer ist Modeln in BHs und Unterwäsche für einen Kaufhauskatalog. Ich komme zu dem Shooting, flachbrüstig und ein bisschen ängstlich, obwohl meine Mom bei mir ist. Hinter einem Vorhang schlüpfe ich in einen weißen gepolsterten BH und Baumwollunterhosen. Als ich mich dann von Kopf bis Fuß im Spiegel betrachte, bin ich mir nicht mehr sicher, wie ich das finde, worauf ich mich da eingelassen habe. Augenblicke später lächele ich verlegen in die Kamera und schaue zwischendurch immer wieder zu Mom, die am Rand des Sets steht. *Ich weiß gar nicht, warum ich nervös war*, denke ich, um mich selbst zu beruhigen. *Das ist doch gar nicht so schlimm*.

Und dann kommt, einige Wochen später, der Katalog mit der Post. »Hier ist es!«, ruft Mom und hält mir die Seite aufgeschlagen hin, auf der ich zu sehen bin. Ich greife nach dem Prospekt und lasse mich damit auf unsere Couch fallen. Mein Herz schlägt schneller, während ich das Foto betrachte. Ich habe noch nicht ganz realisiert, dass das, was in der Abgeschiedenheit eines Studios passiert ist, jetzt für die ganze Welt – für *meine* Welt – zu sehen ist.

»Du meinst also, meine Freunde können mich jetzt so sehen?!«, sage ich. Mom, die sich wahrscheinlich über meine Reaktion wundert, antwortet nicht. Das Foto ist überhaupt nicht gewagt, vor allem weil meine Boobs noch eher die Größe von Mandarinen als von Grapefruits haben. Trotzdem fühle ich mich beurteilt. Nackt. Blamiert. Bloßgestellt.



Ich bin neunzehn. In wenigen Monaten erscheint mein erstes Album, und ab dann wird mein Leben plötzlich in zwei deutlich voneinander abgegrenzte Hälften geteilt sein: alles, was

vor *Songs in A Minor* war, und all die Wunder und Herausforderungen, die danach folgten. Doch das ahne ich damals noch nicht. Das Jahr 2000 geht zu Ende, und ich weiß nur, dass ich für ein Zeitschriftencover gebucht bin. Eines meiner ersten. Publicity gehört in meiner Branche einfach dazu. Vor allem für eine neue Künstlerin, die auf sich aufmerksam machen will. *Das ist meine Chance*, sage ich mir, *eine Gelegenheit, dass meine Musik Beachtung findet*. Die Stylisten, mein Manager, das Team beim Plattenlabel – alle sind scharf auf diese Möglichkeit.

Der Fotograf begrüßt mich mit festem Händedruck, und ich spüre sofort seine Vibes – stark und ein bisschen pushy. Eine Stylistin hat meine Outfits zusammengestellt. Unter anderem Jeans mit Jackett und einem weißen Button-up-Hemd. Während ich mich umziehe, überredet der Fotograf mein Team irgendwie dazu, dass er die Aufnahmen mit mir allein machen muss. Als ich aus der Garderobe komme, sind plötzlich nur noch wir beide am Set. »Mach das Hemd ein bisschen auf«, weist er mich an, während der Auslöser der Kamera ununterbrochen klickt. Meine Intuition schreit, dass da irgend etwas faul ist und sich die Sache mies anfühlt. Aber der Protest bleibt mir in der Kehle stecken und schafft es nicht aus mir hinaus. »Schieb den Bund deiner Jeans vorne ein bisschen runter«, drängt er. *Welche Türen werden für mich zugehen, wenn ich Nein sage?* Ich schlucke meine Bedenken runter, schiebe den Daumen zwischen Denim und Haut und gehorche.

Als ich an diesem Abend wieder zu Hause bin, weine ich so heftig wie noch nie. Es geht nicht darum, dass ich ein bisschen Haut gezeigt habe, was ich in den kommenden Jahren zu meinen eigenen Bedingungen und meinen eigenen Zwecken noch öfter tun werde. Es geht darum, dass ich mich manipuliert fühle. Dass ich mir vorkomme, als sei ich wie ein Gegenstand behandelt worden. Es geht um Straßenmädchen

an einer Ecke in Hell's Kitchen und um ein Mädchen, das sich einst selbst ein Versprechen gegeben hat.

»Was zum Teufel ist das?«, fragt mich mein Manager Jeff eines Nachmittags wenige Monate später. Er hält das Zeitschriftencover hoch. Ich starre auf das Bild und erkenne die Frau nicht, die mir da entgegenblickt: bauchfrei, die Nippel nur von dem vor der Brust ausgestreckten Arm verdeckt, und der Ansatz von Schamhaar lugt über den Bund der Jeans. Alles an diesem Foto ist falsch. Von der Pose bis zum Licht, das mich verwaschen wirken lässt. Ich schäme mich in Grund und Boden, weil ich ein Stück von mir verkauft habe.

Jetzt erst begreife ich, warum der Fotograf damals mein Team nicht dabei haben wollte. Eine Neunzehnjährige ist viel gefügiger als die Truppe ihrer abgebrühten Manager. Wäre Jeff dabei gewesen, hätte er ausgesprochen, was ich nicht sagen konnte: Nein, zum Teufel. Knöpf das Hemd zu. Nimm die Hand von deiner Tüte. Und auf keinen Fall ziehst du deine Jeans runter. Jeff hätte sogar mein Shirt zugemacht. Der Fotograf wollte eindeutig ein aufreizendes Bild. Aber anstatt mir das von vorneherein offen zu sagen, hat er mich hereingelegt, um es zu bekommen.

An dem Tag, als die Zeitschrift erscheint, komme ich an einem Kiosk vorbei, an dem sie ausliegt. Ich muss fast kotzen. Am liebsten würde ich alle Exemplare von allen Zeitungsständen der Welt aufkaufen, nur damit mich keiner auf einem Bild sehen soll, das nicht zeigt, wer ich bin. Ich schwöre, dass ich mich nie mehr von jemand entmachten lasse. Bis heute arbeite ich daran, dieses Versprechen zu halten.



Ich bin hier – in der Gegenwart. Ich stehe auf den Schultern all der Leute, die meine WegbereiterInnen waren, voller Stauen darüber, wo mich mein Leben hingeführt hat. Mein Weg

an diesen Ort begann in einem Großstadtdschungel, schlängelte sich durch die Höhen und Tiefen des Musikbusiness, übertraf meine wildesten Träume und hat mich immer wieder zu zwei Fragen zurückgeführt: Wer bin ich wirklich? Und, nachdem ich mein wahres Wesen entdeckt habe: Bin ich stark genug, nach dieser Erkenntnis zu leben?

Diese Fragen leben im Herzen meiner Story. Die ungeschönten Teile meiner Erfahrung zusammenzutragen und sie ins Licht zu halten, das war für mich eine transformierende Übung, um zu lernen, wie man die Wahrheit sagt. Über so viele Jahre hinweg habe ich etwas von mir zurückgehalten, mein Temperament gezügelt, damit andere sich besser fühlen. Aber jetzt ist Schluss mit Verstellen. Schluss damit, in einem Gefängnis zu leben, das ich selbst geschaffen habe. Ich hab's satt, mein Licht unter den Scheffel zu stellen. Als ich dieses Buch schrieb, bin ich mir selbst begegnet. Mit all meinen Wunden und Verletzlichkeiten, genau so, wie ich bin. Und erst beim Schreiben fand ich endlich den Mut, mein wahres Gesicht zu zeigen. Es ging um die Erkenntnis, dass ich erst einmal mutig genug sein muss, um die Wahrheit in die Welt zu lassen, bevor ich mich mit ihrer Hilfe befreien kann.

Ich bin ein Mensch im Werden. Von der Person, die ich einst war, zu der, die ich jetzt bin. Außerdem bin ich eine lebende Ansammlung von Widersprüchen: ein Kind, das die größte Liebe überhaupt kennenlernte und sich gleichzeitig nach Bestätigung sehnte, die mir versagt blieb. Ich habe in mir Mauern errichtet und Gefühle begraben. Ich wollte Dinge nicht wahrhaben und war gleichzeitig ein Freigeist, eine heimliche Künstlerin und ein Hippie aus der Hood. Und all diese Nischen und Facetten haben mich zu dem gemacht, was ich jetzt bin: unzensiert, furchtlos, wach.

Auf diesem Teil meiner Reise kann ich endlich den Lärm der Welt ausblenden – indem ich all die Ablenkungen von

außen, die Meinungen und Urteile anderer ignoriere und mich auf *meine* Stimme konzentriere. Ich erkenne meine eigene Power und nutze sie. Endlich vertraue ich mir selbst und glaube, dass ich die Antworten, die ich am dringendsten ersehne, schon in mir trage. Und mehr als alles andere entdecke ich, wer ich tief in meinem Inneren bin. So werde ich, Tag für Tag, mehr ich selbst.





# Erster Teil TRÄUMEN

Keep dreaming in color  
And drawing your dreams  
On cement floors  
Until they are realized.

*Alicia Keys*



# Demaskiert

*Herbst 2006, New York City*

Ich bin in meiner Künstlergarderobe, falls man das überhaupt so nennen kann. In Wirklichkeit handelt es sich um einen tristen Raum, der mir genauso klein und farblos vorkommt, wie ich mich an diesem Tag fühle. Ich sitze auf einem Frisierstuhl und blicke in einen ringsum mit Glühbirnen beleuchteten Theaterspiegel. Nach drei Stunden Schlaf, von denen ich zehre, beginnt in wenigen Augenblicken mein zweites Fotoshooting an diesem Tag – mein viertes in dieser Woche. Vor lauter Erschöpfung pocht mein Schädel, und meine Lippen beben etwas, während ich mich rechts und links an die Stuhllehne klammere. Dann höre ich, wie eine Stimme, die fern und zugleich vertraut klingt, meinen Namen sagt: »Ali?«

Drei Jahre zuvor hatte ich mein zweites Album veröffentlicht. Also das Album, das allgemein als Fluch eines Künstlers gilt. Das Album, von dem jeder *glaubt*, dass es keinen Erfolg haben wird. Aber selbst meine allergrößten Erwartungen wurden übertroffen, und *The Diary of Alicia Keys* schoss durch die Decke. Voller Adrenalin und Dankbarkeit begab ich mich auf meine zweite Tour und sah genauso wenig vom Land wie bei meiner ersten. »Sogar der Zirkus bleibt länger an einem Ort als wir«, witzelte ich mit meiner Crew. Wir spielten abends ein Konzert, und, bum, waren wir auch schon in der nächsten Stadt. Dem nächsten Hotelzimmer. Auf der nächsten Bühne. Die nächsten Gebäude zogen verschwommen vor dem Seitenfenster meines Wagens vorbei. Die Hälfte der Zeit

war ich mir nicht ganz sicher, wo wir eigentlich waren. »Wie heißt diese Stadt noch mal?« Ich fragte meinen Manager backstage, weil ich fürchtete, auf die Bühne zu gehen und in die Menschenmenge in Oakland oder Atlanta oder Detroit »Houston!« zu rufen. Mein Team füllte jede verfügbare Zeit des Tages, während ich, übermäßig pflichtbewusst und außer Atem, schwer in der Tretmühle strampelte, von der ich wusste, dass sie plötzlich zum Stillstand kommen könnte. Konzentriert wie eine Löwin und entschlossen wie eine Draufgängerin stürmte ich vorwärts.

Damals saß mein äußerlicher Panzer gut. Selbst wenn ich niedergeschlagen oder träge oder übel gelaunt oder angepisst aufwachte, hatte ich mir beigebracht, das niemals zu zeigen. Kam es vor, dass irgendein Zeichen meiner Menschlichkeit an die Oberfläche drang, drückte ich es weg und klebte ein Grinsen darauf. »Alicia, darf ich ein Foto von dir schießen?« *Na, klar.* »Hey, Alicia, kannst du noch ein Fotoshooting machen?« *Auf jeden Fall.* »Alicia, kann ich ein Autogramm haben?« *Natürlich.* Ich gehörte mir nicht mehr selbst; ich war gefangen in jeder Bitte, in jeder Aufforderung, in jeder Welle von Angst, die mit dem Gedanken einherging, Nein zu sagen. Und inmitten des ständigen Umherziehens, des ständigen Ein- und Auspackens, des ständigen Gefallenwollens und Vortäuschens hatte ich meine bisher größte Leistung erbracht: die Welt davon zu überzeugen, dass hinter meinem Lächeln alles genauso perfekt war, wie es aussah.

Doch in dieser Garderobe an jenem feuchtkalten Herbsttag ist die Show zu Ende. Ich betrachte mein Spiegelbild. Auf meinem Gesicht Schichten von Make-up, mit denen eine andere Persönlichkeit geschaffen wurde, eine weitere Täuschung, eine andere retuschierte Version von einer Person, die ich nicht bin. Und urplötzlich löst sich meine eiserne Maske auf und offenbart das wahre Gesicht, das ich so sorg-

fältig verborgen gehalten habe – und die Leere. Ich sage nichts. Ich bewege mich nicht. Für einen Moment höre ich auf zu atmen. Eine einzige Träne rollt meine Wange hinunter.

»Ali?«, höre ich erneut. Ich schaue auf und sehe Erika, meine persönliche Managerin und meine beste Freundin, seitdem wir vier Jahre alt sind. Sie kommt näher zu mir. »Was ist los?«

Ihr mitfühlender Tonfall löst in mir einen ausgewachsenen Heulkampf aus. Die Tränen spritzen nur so heraus und fallen auf mein weißes Shirt, während ich mir die Hand vor den Mund schlage und mich bemühe, das Schluchzen zu unterdrücken. Würgend und stotternd versuche ich, ihr zu erklären, was Worte nicht vermitteln können. Dass ich über einen Burn-out weit hinaus bin. Dass ich mich noch nie einsamer oder von mir selbst entfremdeter gefühlt habe. Dass nach all den Jahren des Herumhetzens, in denen ich selten Tempo herausgenommen hatte, um mal in Ruhe zu atmen und zu reflektieren, mein Körper und meine Seele aus dem Gleichgewicht waren – zerlegt, zertrümmert, verloren.

»Du weißt, du musst das hier nicht tun«, sagt Erika und legt sanft ihre Hand auf meinen Rücken. »Wir werden diese Sache heute absagen. Vergiss es! Du kannst eine Pause machen.«

*Eine Pause.* Mir ist auf diesem wundersamen Weg, diesem Traum, den so viele Menschen haben, aber nur selten verwirklichen können, nie der Gedanke gekommen, aus der Reihe zu tanzen. Der Preis für meinen Platz im Rampenlicht, meine Rolle mitten auf der Bühne, ist Schonungslosigkeit. Die ist nötig, um meine Musik, meine Seele, mit der Welt zu teilen, der ich mich durch den Gesang am meisten verbunden fühle. Und bei einer so märchenhaften Story macht man keine Pause. Man wagt es nicht, auch nur anzudeuten, dass man unglücklich ist. Man sagt nicht die Wahrheit und riskiert dadurch, als undankbar zu gelten. Stattdessen schnallt

man sich die Boots zu, richtet den Blick geradeaus auf die vor einem liegende Straße und arbeitet. Man legt Gefühle ab und tagtäglich den Panzer an. Bis zu jenem Nachmittag, als im Abend für Abend aufs Neue aufflammenden Schein von gnadenlos heißen Lichtern ein Vierteljahrhundert verdrängter Gefühle und nicht vergossener Tränen auf das Shirt strömten.

Ich will nicht nur eine Pause, erkläre ich Erika. Ich will ganz abhauen. Ich möchte so weit wie möglich diesem Käfig, in dem ich gelebt habe, dieser künstlichen Scheinwelt, entfliehen. Ich blicke meine Freundin an, spreche aber nicht die Fragen aus, die mir durch den Kopf gehen. *Wenn ich eine Pause einlegte, was würde dann mit allem geschehen – mit den Auftritten, den Fotoshootings, den Konzerten, mit alldem? Und wo wollte ich eigentlich hin?*

Und dann, von irgendwo tief in meiner Seele und jenseits meines Bewusstseins, tauchte eine überwältigende Antwort auf.

*Ägypten.*

# Anfänge

## *Terri Augello, Alicias Mom*

Als ich mit Alicia schwanger wurde, war ich fast dreißig und dachte gerade darüber nach, von New York nach Los Angeles zu ziehen, um dort meine Möglichkeiten als Schauspielerin zu testen. Es war das Jahr 1980. Ich war zum ersten Mal schwanger und rief meine Mutter an. Sie sagte: »Tja, du machst es dir mal wieder nicht leicht.« Es gab ein paar Kandidaten, die als Vater infrage kamen ... Damals lebten wir die »freie Liebe«. Ich nahm meinen Kalender zur Hand und fand heraus, wer es war. Ich kannte Alicias Vater schon länger. Wir gingen miteinander aus, aber es war nichts Ernstes. Bei unserem dritten Date wurde ich schwanger – trotz Verhütung. Das Leben bahnt sich seinen Weg, nicht wahr? Und wenn du der Überbringer bist, solltest du es besser akzeptieren. Ich machte zwar einen Termin für eine Abtreibung, aber als ich dort hinkam, sagte man: »Geh nach Hause und denk noch einmal darüber nach.« Ich habe mit meiner Mutter gesprochen. Ich habe mit meiner Freundin gesprochen. Ich habe eine Liste mit Pros und Kontras erstellt. Schaffe ich das? Ich hatte einen guten Job. Ich war kein Teenager mehr. Ich hatte ein Dach über dem Kopf. Als ich Alicias Vater von der Schwangerschaft erzählte, hatte ich bereits eine Entscheidung getroffen: Ich wollte mein Baby behalten.

**M**amas Haut ist voller Sommersprossen. Wir zwei stehen ganz nah beieinander an der Kreuzung 43rd Street und Ninth Avenue, und ihre warme Hand mit den zahlreichen winzigen Tupfen hält mein winziges Händchen fest. Es gibt nur sie und mich, sowohl an dieser Straßenecke als auch in

diesem Leben. Ich starre unsere ineinander verschlungenen Finger an, ein Strudel aus Beige und Braun. »Mommy«, verkünde ich, »du bist immer noch weiß.«

Meine Mutter schaut erst mich an und dann zur Ampel, als diese grün wird. »Ja, Ali«, sagt sie, und ein Lächeln breitet sich auf ihrem Gesicht aus. »Ich bin immer noch weiß. Jetzt lass uns gehen.«

Mit vier Jahren verstehe ich nicht, warum die Haut meiner Mutter nicht wie meine aussieht. Ich warte damals auf den Tag, an dem auf einmal all die Hunderte von kleinen Punkten aufeinander zumarschieren, sich verbinden und auf magische Weise verschmelzen, damit Mom so braun wird wie ich. Ich weiß nichts über Rassenunterschiede, darüber, wie sie zu Trennung, Herrschaft und Scham führen können. Und bei der Vielfalt von Gesichtern, die unser Viertel Hell's Kitchen ausmacht, wundere ich mich nicht darüber, warum Mom und ich uns nicht ähneln. Das tun nur wenige hier. Alles, was ich weiß, ist, dass meine geliebte Mutter, diese Frau, die mir am Wochenende meine Lockenmähne flechtet und mich zum Einschlafen im Arm wiegt, meine Familie ist. Mein Fels. Und meiner Ansicht nach, meiner unschuldigen Meinung nach sollten unsere Hauttöne genauso übereinstimmen wie unsere Herzen.

Meine Story beginnt an dieser Straßenecke, in dem Augenblick, als meine Neugierde erwacht. Dort, Hand in Hand mit der Frau, die mir das Leben geschenkt hat, bemerke ich es. Ich bin erstaunt. Zum ersten Mal, soweit ich mich erinnern kann, versuche ich, den Sinn des Lebens zu entdecken. Und ich frage mich, wie Mama und ich in dem Beziehungsgeflecht zusammenpassen, in das ich hineingeboren wurde.

